

Wiesbadener Tagblatt.

41. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:
Die einspaltige Zeile für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. —
Reclamen die Zeile für vier Wochen 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

No. 354.

Dienstag, den 1. August

1893.

Für die Monate August und September!

Der Bezug

des täglich in zwei Ausgaben erscheinenden

Wiesbadener Tagblatt

mit seinen 7 Gratis-Beilagen

(darunter die „Illustrirte Kinder-Zeitung“)

monatlich 50 Pfennig

kann jederzeit begonnen werden. Man bestelle sofort.

Jam englischen Bergarbeiter-Ausstand.

Der Bergarbeiter-Ausstand in Lancashire, Yorkshire und den Grafschaften Mittel-Englands, der am Samstag beginnen wollte, ist zu voller Wahrheit geworden. Die Gruben-Bewaltungen selbst zeigen sich festen Willens, den Kampf anzunehmen. Aus einer Reihe von Bezirken wird gemeldet, daß die Kohlenzeiger Seitens der Verwaltungen bereits geschlossen wurden. Es fragt sich jetzt nur noch, ob alle Bergleute in den Grubenbezirken von Durham, Northumberland und Süd-Wales sich dem Ausstand anschließen. Allerdings sind sie mit den Bergbesitzern in den ersten genannten Bezirken in der großen Bergarbeiter-Föderation verbunden. Dessen besteht zwischen beiden Gruppen ein noch unausgesprochenes Gegenseitiges in der Beurteilung des bedeutsamen Prinzips der „gleitenden Lohnskala“, das in den nördlichen Bezirken jetzt zu Fall gebracht werden soll, während Durham, Northumberland und Süd-Wales einstweilen noch an demselben festhalten wollen. Sieht man näher zu, so ist es abermals der Gegensatz des Sozialismus und der älteren englischen Gewerkschaft, der hier angetragen wird. Die „gleitende Lohnskala“ ist eine Erwerbsweise, die der letzteren Gewerkschaft, gemäss dem modus vivendi, der nach langwierigen, ungelungenen Verhandlungen mit den Arbeitgebervereinigungen vereinbart worden. Die Sozialisten aber wollen dem friedlich-schlichtlichen Zusammenleben ein Ende bereiten; sie wollen freie Bahn haben für neue, unabsehbare Lohnfreilegungen und überhaupt für den Kampf bis auf Messer gegen das Unternehmertum. Die älteste Gewerkschaft denkt nachdrücklicher über die Anzeichen solcher zügellosen Kämpfe; genötigt durch die Erfahrungen des Massen-Ausstands von 1877 und 1886 und bekräftigt durch den Hinweis auf die Erfolge ihres Fortschreitens auf gangbaren Wegen nach erreichbaren Zielen — sieht sie der uralten Politik des jüngeren, sozialistischen Verbandes berechtigtes Misstrauen und fähige Zurückhaltung entgegen — jetzt sowohl in der Bewegung gegen die gleitende Lohnskala, wie auch in der Bewegung des Widerstandes. Auch diesen zu bezeugen, haben Durham und Northumberland bisher abgesehen; dort hält man noch an der Regelung der Arbeitszeit durch freien Vertrag fest. Schon um dieses tiefergehenden Gegenstandes willen verdient der jetzt beginnende Bergarbeiter-Ausstand allerseits größere Aufmerksamkeit. Es wird interessant sein, die Bewegung in ihrer weiteren Entwicklung daraufhin zu verfolgen, welche Widerstandskraft in der älteren Gewerkschaft sich äußert und wie weit der Zerwürfismus und die Lebensunfähigkeit des Augenblicks sich geltend machen können. Zunächst bietet es besonderes Interesse, wie überhaupt die Arbeit von der „gleitenden Lohnskala“ begründet wird. Diese neuere Form des Lohnvertrages nimmt einen bestimmten Lohnsatz als Normal-Lohn („Standard“) einerseits, und andererseits einen ebenfalls bestimmten „Standard“-Preis des Produktes, also des Kohleisens in den Hüttenwerken, der Kohle in den Bergwerken, zum Ausgangspunkt. Steigt der Preis der Kohle über den Standard-Preis, so erhöht sich dementsprechend der Lohn über den Standard-Lohnsatz am Procent, die auf einer mit den Unternehmern vereinbarten Skala abgelesen wird. Die Skala ist in den verschiedenen Bezirken verschieden, auch die Formen dieses Lohnvertrages selbst sind mannigfaltig, überall beruht dieses Lohnsystem jedoch darauf, daß die Löhne und die Procent-Skala durch „Unparteiliche“ berechnet werden und daß in Streitfällen das Schiedsgericht zu entscheiden hat. In den meisten Bezirken gilt der Standard-Lohnsatz zugleich als Mindestlohn, unter den der Lohn überhaupt nicht herabsinken darf. Dafür ist teilweise ein Maximumsatz zugestanden, über den der Unternehmer hinausgehen nicht verpflichtet ist, so daß also der Arbeiter gegen die Folgen äußerster gedrückter Marktwirtschaften geschützt ist, wogegen der Unternehmer bei ungewöhnlich günstigen, aber ihrer Natur nach nur kurzlebigen Marktpreisen auch einen Extravorteil genießen soll. Letzt man sieht, stellt dieser Lohnvertrag nicht eigentlich eine Gewinnbeteiligung dar, aber er kommt jedenfalls dem System näher als jedes andere System. Gleichwohl unterwirft er natürlich auch den Arbeiter selbst den Schwankungen des großen Marktes, den allgemeinen Wirkungen des ewigen Wechsels in Angebot und Nachfrage, und

hier setzt nun die Kritik der Sozialisten ein, um die Untragbarkeit dieses Systems zu beweisen. Wir greifen nur die „wissenschaftliche“ Begründung heraus, der wir u. A. auch in einer Londoner Aufschrift an den „Vorwärts“ begegnen. Da heißt es, daß auch die gleitende Lohnskala den Druck, der auf den Arbeiter lastet, nicht aufhebe, sondern nur verschiebe. Und insofern nicht mehr die Person des Unternehmers, sondern der unvermittelte Einfluß des Marktes es ist, dem der Arbeiter sich gegenüber sieht, d. h. eine unpersönliche, objektive Macht, ist dem Arbeiter der Widerstand gegen den Druck eher erschwert. Durch Gegenstand auf den Unternehmer konnte er unter Umständen indirekt auf den Markt wirken; verschwindet der Unternehmer hinter dem Marktschwanken angepaßten Lohnsatz, so ist der Druck vertieft, und es muß nun erst der Anknüpfung für die Entfaltung des nötigen Gegenstands geschehen. Darin birgt sich denn doch ein überaus wertvolles Eingeständnis. Die künftige, sozialistische Produktion will ja den Unternehmer gänzlich verschwinden lassen und die Arbeiterkraft insgesamt jener „unpersönlichen, objektiven Macht“, jenen „unvermittelten Einfluß des Marktes“ aussetzen, ohne sich zur Einde auch nur im Entferntesten den Anknüpfung für die Entfaltung des „nötigen Gegenstands“ entzückt zu haben. Wenn schon die, wenigstens noch unten festgelegte „gleitende Lohnskala“ den Arbeiter in schwierigeren Lagen bringt, als wenn der Unternehmer, bezw. dessen Kapitalkraft, die Folgen der schwankenden Marktwirtschaften auf sich nimmt und in der Fortwirkung auf den Lohn möglichst zu mildern und auszugleichen strebt — wozu große Verrückungen aller wirtschaftlichen und Lebens-Verhältnisse mühe entstehen, wenn der Unternehmer nicht nur hinter dem Marktschwanken angepaßten Lohnsatz, sondern überhaupt aus der Weltwirtschafts-Ordnung verschwinden würde! Nun sind wir allerdings darauf gefaßt, daß uns erwidert wird: im Zukunftsstaat gäbe es ja gar keine Schwankungen am Weltmarkt. Worauf aber zur Dupliz genügt, daß ein solcher Zukunftsstaat ewig nur in den Wolken möglich bleibt, niemals auf dieser Erde, wo unendlich die „verarmungsmäßige Bedürfnisse“ der Chinesen und Europäer, der Hollenoten und der Japane, geschweige denn der deutschen Arbeiter und ihrer sozialistischen Parteihäupter nach dem Bedürfnis eines Regulators gleichförmig bestimmt werden könnten. Nicht! Diese Gründe, die jetzt gegen das Verschwinden der Unternehmer hinter der Marktschwankung geltend, sie würden im Zukunftsstaat mit elementarer Macht zum Umsturz der dann geschaffenen Wirtschaftsführung führen. Dem ersten Wutstich, das den jetzigen Zustand beseitigt hätte, würde sogar sehr rasch das zweite folgen, und man muß es dem Londoner Korrespondenten des „Vorwärts“ Dank wissen, daß er selbst diese Beweisführung ermöglicht hat.

Politische Tages-Bundschau.

— In den nächsten Tagen werden nun die Finanzminister der größeren Bundesstaaten in Frankfurt zusammenzutreten, um über eine Aufbesserung der Finanzverhältnisse im Reich zu beraten. Wie wir hören, wird die Konferenz formell unter der Leitung des Schatzsekretärs v. Malagay stehen, freilich wird aber der eigentliche geistige Leiter Herr Meißner sein. Es soll eine ganze Reihe, etwa zwölf, Steuerprojekte zur Ausarbeitung ausgearbeitet sein. Den Verringerungen der süddeutschen Staaten wird vermehrt der verhältnismäßigen Größe der letzteren ihre Bedeutung im Reichsorganismus, eine wichtige Stelle bei den bevorstehenden Konferenzen zufallen. Der Plan einer systematischen und organischen Reform der Reichssteuern, der in den allgemeinen Urteilen bekannt geworden, hat in vaterländisch gesinnten Kreisen wegen seiner großen nationalpolitischen Bedeutung und seiner finanzpolitischen Zweckmäßigkeit viel Beifall gefunden, aber allerdings muß man ein bestimmtes Urtheil aussprechen, bis etwas Näheres über die Steuerobjekte bekannt geworden, welche zur Durchführung jenes Planes dienen sollen. Der Entscheidung hierüber steht man mit einiger Spannung und Umrhe entgegen, zumal in den weiten wirtschaftlichen Kreisen, die ihren Erwerb auf Tabak und Wein gründen. Man glaubt, Grund zu der Annahme zu haben, daß bei der geplanten Steuerreform auch diese beiden Produkte nicht ganz leer ausgehen werden. Es ist indessen möglich, sehr darüber Forderungen anzustellen, da noch Niemand vorangekommen vermag, was bei den Frankfurter Konferenzen herauskommt.

— Ob Stettin mit der Beilegung des Streifensalles mit Frankreich zur Ruhe kommen wird, das steht noch sehr in Frage. Nachdem nun den Franzosen so schöne Erfolge zugefallen sind, wird ihnen bei dem Großen der Appetit wachsen; und sicher der Macht, die über das Recht geht, werden sie in der Eile nach Erweiterung ihres hinterindischen Kolonial-

Besitzes schwerlich lange mit dem zufrieden sein, was sie diesmal aus Stettin herausgerafft haben. Die ganze Affaire hat die Gerechtigkeitliebe und die Humanität der Franzosen wieder einmal im richtigen Lichte gezeigt. Sie hat auch bewiesen, was es mit ihrer bei jeder Gelegenheit ostentativ zur Schau getragenen Schwärmerei für internationale Schiedsgerichte auf sich hat, denn Stettin hatte zur Entscheidung des Streifensalles die Einsetzung eines Schiedsgerichts beantragt, war damit aber von Frankreich kurzer Hand abgewiesen worden. Englands Verhalten in der Affaire könnte auffällig erscheinen, ist aber doch sehr erklärlich. Wenn es möglich gewesen wäre, die Ansprüche Frankreichs auf diplomatischem Wege zurückzuweisen, würde England Alles gethan haben, um Stettin zu unterstützen. Darüber hinaus konnte England aber nicht gehen; es war dazu auch umso weniger geneigt, als englischerseits die bestimmte Vermuthung herrschte, daß Frankreich in Stettin im stillen Einverständnis mit Rußland, dem gefährlichsten Gegner Englands in Central-Asien, operirt. Und die Russen und Franzosen einander in die Arme zu treiben, damit sie sich das englische Vorder-Indien als feste Bente theilen, das möchte man in London denn doch nicht. Uebrigens scheint den Franzosen der Geschmack mit dem Essen zu kommen, und sie scheinen die Gelegenheit wahrzunehmen zu wollen, sich jetzt schon bei dem überwindenen Gegner trotz aller feiner Zugeständnisse festsetzen zu wollen. Einer Weiter-Meldung zufolge fordernde nämlich die französische Regierung, „um eine Garantie für die Erfüllung der durch Stettin angenommenen Bedingungen zu erhalten“, außer den Bedingungen des Ultimatums, daß Stettin ihr die provisorische Besatzung des Hafens Chamabon zugestehen, der am Golf von Stettin, 200 Kilometer südlich von Bangkok, gelegen ist. Außerdem verlange die französische Regierung, daß keinerlei stamessische militärische Station an gewissen Grenzpunkten Cambodias und in einer gewissen Entfernung von dem Fluße Mekong zu errichten seien. — In England glebt man sich trotz dieser bedenklichen Symptome der optimistischen Hoffnung hin, daß Frankreich aus Furcht vor Verwicklungen mit China die Gebietsansprüche Englands und Chinas am oberen Mekong doch anerkennen und der Errichtung einiger kleinen „Pufferstaaten“ zustimmen werde.

Deutsches Reich.

• Hof- und Personal-Nachrichten. Der deutsche Kaiser nahm am Abend des „Mittwoch“ wie aus Gewohnheit gemeldet wird, an der von dem Londoner Journalisten veranstalteten Weltfahrt Theil.

• Berlin, 1. August. Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht den den Bundesregierungen mitgetheilten Bescheidwort, betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Vinnenschniffahrt. — Die Ausfindung des Bundes des Prinzen von Kappel in Deutschland und des Prinzen Heinrich von Preußen in Italien hat, der „Vol. Korr.“ zufolge, in den politischen Kreisen der italienischen Hauptstadt hohe Beilegung erregt, da man darin einen neuerlichen Beweis für die innigen Beziehungen zwischen dem italienischen und deutschen Hofe sowie zwischen den beiden Nationen erblickt.

• Kolonialen. Nach dem vom „Reichsanzeiger“ veröffentlichten Text des neuen Abkommens über die deutsch-englische Grenze am Nilmauscharo läßt die Grenzlinie wie folgt: An der Küste soll die Grenzlinie beginnen am Hochwasserstand des Ros Jimbo, und von dort soll sie in gerader Linie bis zu dem Punkte laufen, wo 8° 40' 40" südlicher Breite (nach astronomischer Bestimmung) das Ostufer des Jipe-Sees schneidet. Inzwischen soll die Grenze an der Küste folgende Abänderung erfahren: Sie soll vom Jipe-See nach dem nördlichen Ufer des Jipe-Sees entlang laufen, so daß der Strand in die englische Interessensphäre fällt bis zur östlichen Anmündung des Nigro-Flusses, soll dann dem östlichen Ufer des Nigro-Flusses folgen bis zu seinem Ende und von dort bis zu dem Punkt, wo die oben beschriebene gerade Linie zwischen Ros Jimbo und Jipe-See die Weiterführung von Jassini trifft, fortgeführt werden. Von dem letztgenannten Punkt am Jipe-See soll die Grenzlinie dem Ostufer des Jipe-Sees folgen, dann um das Nordufer des Jipe-Sees herumgehen, den Jipe-Fluß überfliegend, dem nördlichen Ufer des Jipe-Sees bis zum Mündungs-Punkt des Jipe-Sees in den Jipe-See entlang gehen bis zu einem Punkt, welcher eine englische Meile östlich von dem deutschen Streife liegt, die von der Maragay-Station an die Küste geht. Von hier soll sie zur höchsten Spitze vom Jipe-See fließen gemäß der Gemeinbarung in einer beilegenden Karte laufen. Sodann soll die Grenzlinie den Jipe-See in zwei gleiche Theile schneiden. Von der Nordseite des Jipe-Sees an soll die Grenzlinie in der Entfernung von einer englischen Meile westlich von der in der beilegenden Karte eingezeichneten Begrenzung zur geographischen Breite des sogenannten Jipe-Sees laufen und von da ab in einer Entfernung von einem Kilometer südwestlich dieser auf der beilegenden Karte die Jipe-Station laufende Begrenzung bis zu dem Punkt, wo sie den Nigro-Fluß (Nigro) durchschneidet, fortgeführt werden.

• Meber den Empfang Bismarcks in Sifzingen. woher wir schon kurz berichtet, wird von dort noch gemeldet: In Bad Sifzingen kam der Fürst Samstag um 9 Uhr 5 Min. Abends an. Auf dem Bahnhof waren die Beamten und Honoratioren zur Begrüßung erschienen. Dem Fürst entgegnete zuerst Reichsrath Dr. Schweininger, dann die Fürstin, welcher Bürgermeister sehr ein prächtiges Bouquet überreichte. Im selben Augenblicke, als der Fürst in die Halle gefahren war, wurden die bismarckischen Vertreter begrüßt, und im Nu war der Fürst von Hunderten von Damen und Herren umringt, zahlreiche Hände und Sträuße wurden ihm entgegengebracht. Nach kurzer Begrüßung der im Fürstenthum an-

Die heutige Abend-Ausgabe umfaßt 6 Seiten.

Die Schnellzüge sind fett gedruckt.

Die Pferde-Bahn

Neroberg-Bahn (Bergfahrt).

Lokal-Dampfschiffahrt Biebrich-Mainz-Biebrich.

Köln-Düsseldorfer Rhein-Dampfschiffahrt.

Fremden-Führer.

ne Sonnenberg (1/2 Stunde von Wiesbaden) mit Restaurations-
Gebäude.
latte, Jagdschloß des Großherzogs von Luxemburg. Castellan
im Schloß.

haben in
453

Verantwortlich für den politischen und feuilletonistischen Theil: W. Schulte vom Brühl; für den übrigen Theil und die Anzeigen: C. Rötherdt.
Notationspfeifen-Druck und Verlag der J. Schellenberg'schen Hof-Buchdruckerei in Wiesbaden.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 354. Abend-Ausgabe.

Dienstag, den 1. August.

41. Jahrgang. 1893.

Zur Chronik von Griesshaus.

Von Theodor Storm.

Da warf der Junker sich vor dem Jungen an die Knie: „Hans Christoph, verlass mich nicht da oben! Wir wollen's noch bei Begegnung weit zu machen suchen!“ Der Junker aber richtete sich stöhnend auf dem Ellenbogen in die Höhe, so daß die Hüfte mit den großen Nagelschrauben, die man nicht abgenommen hatte, aus den Decken fuhren. „Junker,“ sagte er bittend, „dann laßt uns an den Tiras auch von dem Balzler doktern!“

Den Tiras? — Dem Junker wollte die Stimme nicht recht aus der Kehle, und eine Weile hat er ihm nur eifrig zugesehen. „Ja, ja, Hans Christoph, auch den Tiras!“

Und danach hat der Amtschirurgus, dem der Nachtwind allen Dunst vom Hirn gefegt, sein Darnbergsitz Werk verrichtet: an dem Jungen erst, dann an dem Gunde; und an beiden ist die Kunst des Mannes nicht zu Schanden worden.

Dann hat der Herrensohn noch manche Nacht im Wechsel mit der unerwünschten Greiß Lise Krankenwacht gehalten; als aber eines Morgens der Gunde mit Spritzen in die Kammer tobte und dann der Junker rief: „Tiras! Hallo, so gleich Hans Christoph doch die Piste!“ Da hat der Junge vor den Herren hell angelacht und ist nach ein paar Tagen selbst vom Lager aufgestanden.

Nur nach dem blonden Dirnlein hat der Junker Hinrich noch manch' einmal vergebens ausgehakt, auch unterweilen hat verdorren abgewandt, wenn statt ihrer ein verheißeltes Männlein mit Schrittwort in der Hand den Anberg zu Griesshaus hinaufgeschritten ist.

— Von dem jüngeren Zwillingenbruder, welcher derzeit in der Klosterkirche zu Bordesheim gefessen, ist folgerlei Anomalie niemals fund geworden; als man später ihm davon berichtet, hat er zu Weidem, was vor und nach geschah, den Kopf geschüttelt und nur gesagt: „Er weiß nicht, was uns zielt.“ Zu dem Bruder selber hat er nie ein Wort davon geredet.

Auf der Universität zu Leipzig, die er bald danach beschritten, hat er seine Juridica und Humaniora mit Fleiß wahrgenommen, auch sich in allen Dingen wohl verhalten, insonderheit bei der wässrigen Kiebschaff, die dort arg im Schwange ging, ein jedes Uebermaß vermeidend. Gleichwohl, da er eines Sonntag-Nachmittags während der Betatsung mit dem Bruder durch das Thor hinausdrückte, reichten alle Bannern nicht Kinder und Gefinde den Hals aus Thür und Fenstern, um dem gelehrten Herrn in seiner Mamotte-Kleidung, Kniehaken und Manschetten, nachzuschauen. Als später Junker Hinrich den Weg allein zurückdrückte, im grauen Altmann, die Ledermäntel mit der Faltenfeder auf dem dunklen, farg gestrichen Haar, da waren es nur die jungen Dirnen, welche möglichst weit die Augen aufstießen; nur waren sie in die Tiefe des dunklen Flurs zurückgetreten oder bargen sich hinter der offenen Hausthür und sahen heimlich durch den Spalt, so lange es irgend reichen mochte.

Es wäre nicht noch gewesen, der Junker Hinrich hatte kein Auge für die Dirnen; so wenig, daß die jungen Anstiehe, die sich doch hätten getrüben mögen, von ihm zu sagen pflegten, der Junker sei wohl schon ein Keck; nur in dem Ginen nicht!

Um ein paar Jahre später hat gleichwohl auch ihm seine Stunde schlagen müssen; eine schicksalsschwere, mit der die letzte seines Hauses angebrochen ist.

— Jene arge Zeit war damals über unser Land gekommen, deren Greuel unter dem Namen des „Polackenkrieges“

noch lange beim Vierter wie am Spinnrad im Gedächtniß blieben. Zwar unser Herzog führte keinen Krieg, er rebete zum Frieden; aber von den Streitenden war der junge schwedische Kriegsfürst seiner Tochter Mann, der mit- traunische Dänekönig war der Mächtigste der Lande und schonte weder diese, noch den Herzog, seinen Schwestersohn. Nicht dessen drückende Brandherrschaft war indeß das Schlimmste; aber ihm zu Hüfte überschwebte fremdes Volk das Land: Kaiserliche und Brandenburgische, am gefährlichsten die Polen, unter denen Türken und Tartaren mitogen; sie plünderten und vergewaltigten und erschlugen, so sie es vermochten, was sich widerlegte.

Zu den also Courageirten zählte ein altes, verbissenes Männlein, das seit seines Lebens mehr die Feder als die Woffen geführt hatte. In seinen besten Jahren ein herzoglicher Kornschreiber, hatte er nach der Schlacht des Mannes- alters eine städtische Waile zur Ehe eingehtan und verstanden und seit diesem eintägigen Geschäft seine bescheidenen Dienst quittiert. Er hatte drinnen in der Stadt sich in dem Erbhaus seines Weibes eingerichtet, nach eigenem Belieben dem Schreibwerk obliegend, das ihm von Ritten oder Gasthausvorlesern oder anderen, mit der Feder ungewandten Bürgern genugsam angetragen wurde. Aber die Frau verstarb im ersten Kindbett und ließ ihm statt ihrer eine Tochter, deren spätere Schönheit man weder der Mutter noch dem überlebenden Vater nachrechnen wollte. Diesem selber aber, so gern er sonst Abends in der Schenke seine Weisheit ausgeboten hatte, war selbtem die Stadt verleidet worden; sei es so plögliger Verwahrung seines Hauses, sei es wegen Haders mit der Sippe seines Weibes, die das Augeborene nicht in seinen Händen lassen wollte.

Nun war es schon über ein Jahrzehnt, daß abseits des Dorfes unterhalb Griesshaus sich zur Verwunderung der Bauern ein städtisch Männlein angelagert hatte, das Sommer und Winter in spigem Gut und einem Welftrahpse in die Kirche ging. Das vom Hofherrn in Griesshaus erorbene Grundstück hatte er zum Garten umschlossen, es dann mit Wällen einschließen und diese mit Weiden und Hageborn dicht bespannen lassen, so daß, als allmählich die Hecken aufgewachsen waren, die Weiden des kleinen Hauses wie aus einem grünen Nest hervorsah, während ringsum kahle Felsen lagen.

Wer am Winterabend durch die kleinen Scheiben hier hineingesah, würde den Alten meistens mit der Feder in der Hand erblickt haben; vor einem Füllhorn gelblichen Papiers, worauf bei fargem Kerzenlicht ein Schrittwort langsam weiter rückte. An Sonnentagen mußte man ihm im Garten bei seinen Blumenkürben sahen, die dort gegen Osten in doppelten Reihen überhanden an dem hohen Baun aufgestellt waren. Hier konnte man auch wohl das blonde Dirnlein sehen, das mit ihm eingezogen war; mitunter sahen sie beisammen auf einem Wäntchen unterhalb der hohen Hecke; der Alte hatte dann ein aufgeschlagenes Buch in Händen und las ihr vor, oder er zeigte mit dem Finger und ließ die Kleine selber lesen. Im Dorf hin- unter kam sie nicht; nur eine Zeit lang, da sie größer ge- worden, war sie wohl mit Schritten auf den Herrenhof gegangen, die ihr Vater für den alten Junker angefertigt hatte. Dann hatte auch dieses aufgehört; nun war sie seit Jahren hier nicht mehr gesehen worden; eine alte Frau in seinem Tuchmantel und verwaschenen Kappe, war mit ihr durch das Dorf und den Weg zur Stadt hinausgefahren, eine reiche „Modderbäse“, wie man sich erzählt; das Kind sollte was Besseres lernen, als hier im Dorf zu haben war, und in der großen Kirche eingekerkert werden. Auch später hatte die Modderbäse nicht wissen wollen; als aber jetzt die Tausende des fremden Kriegsvolkes gegen die Stadt an- rückten, hatte das Männlein, fast mit Gewalt, die Tochter

in sein Gartenneß zurückgeholt. Allein eben hierher sprengte der Krieg sein loßestes Gesindel; schon einmal hatte er vor des Herzogs Freunden, den längst arg berufenen Schweden, das Kind so tief unter dem Dach versteckt gehalten, daß es danach mit einem Spinnwebhändchen auf dem blonden Haar hervorgezogen wurde; was er aber jetzt bei hellem Sonnen- schen durch eine Ritze des Gartenzaunes gegen sein Haus heranzulaufen sah, die langen Schnauzbärte und die rothen Mantel, das mühten Polacken, wenn nicht gar Tar- taren sein!

Die Arien des kleinen Mannes schlotterten; erst eben hatte er droben hinter dem offenen Giebelfenster eine helle Stimme hören. „Bärbe, Bärbe!“ rief er an das Haus hinaus; „die Polacken, um Gottes Tob, schweig still!“

Als gleich danach ein angstvolles junges Knütt aus dem Fenster fuhr, stand er schon wieder an seinem vordrin verlassenen Dienstanstande, eine Drahtmaße vorgebunden, große Lederschuhen an den Händen. Hurtig rückte er einen kleinen Holztritt von einem Stod zum andern, und schon waren unter dem tönenen Giebel der Dienen alle oberen Körbe umgekehrt und lehten mit der offenen Seite an den Rand des Gartenzaunes.

Der Alte nickte, ein grimmißes Lachen fuhr wie ein Schluchzen aus dem zahlosen Mund; dann stieg er zum letzten Mal von seinem Tritt und steckte den Kopf mit dem wehenden Greißhaar durch die Jaulritze; als er aber die Kerle, voran ein schlanker Bursch mit geogegem Pallasch, nach dem Hause zulaufen sah, wühlte er ihnen mit der Hand, und schrie laut und immer lauter: „Rasch! Rasch!“ ein Wort, dessen Sinn er zwar nicht kannte, das ihm aber in Entstehung eines andern hier verwandbar scheinen mochte. Und wie er es gewollt hatte, die Polacken wandten sich und kamen mit Gefährten gegen die Jaulritze hergestürzt; das Männlein aber nickte ihnen noch einmal zu; dann packte er mit beiden Händen eine Slinge und schlug damit wie toll, „Reiß“ auf und ab, gegen die offenen Dienstkörbe; „Rasch! Rasch!“ schrie er; und noch einmal „Rasch!“ und die wührend gemachten Thiere stürzten sich über den Baun auf die erschrockenen Strohe, und Flüde und Fußgänger wurden zu Geheul, und der Ansturm zu einer wilden Hölle.

Als das Auge Männlein abermals durch den Baun lugte, ist der Haufe schon fern gewesen; die Hände vor den Augen, rannien sie blind ins Weite; nur der Anführer hat sich noch einmal umgewandt und unter unverständlichem Ge- schrei wie drohend seine Faust gehoben.

— Am Abend desselben Schiffsomertages ist es ge- wesen; der Mond, der eben glühroth aus dem Nebeln auf- gestiegen war, warf jetzt sein silberklares Licht in die Gassen des kleinen Dorfes, als unter einem der niedrigen Stroch- bächer die hohe Gestalt des Junkers Hinrich in der hellen Schein hinausdrückte; der künftige Fußknecht mochte an der neuen Fannen-Wäsche, die jetzt über seiner Schulter hing, den einen oder anderen Fehel bemerkt haben. Mit ihm hatten zwei große Hunde sich zur Thür hinausgedrängt; der Tiras war nicht mehr darunter, zwei lohbraune Schweiß- hunde waren es, die ihn jetzt meistens zu begleiten pflegten, nicht nur zum Schutze gegen streifendes Gesindel; wie nach dem großen Krieg im Reiche draußen, so hatte auch hier das Raubzeug sich vermehrt, gar auf den Landtagen hatte man über die Ausrottung des grausamen Wolfs verhandelt und Beschluß gefaßt; in den Gassen von Griesshaus aber fand das Gezihe insonderst seinen Unterschlupf, und Junker Hinrich und der alte Jäger Owe Heitens waren ihm mit Fellen wie mit Hunden auf den Faden.

(Fortsetzung folgt.)

Flandrische Fische.

Eine der originellsten und interessantesten Bevölkerungen Belgiens ist diejenige des Küstengebietes. Wir meinen damit das Volk der Fische, die Ureinwohner des Landes, und nicht jene buntfarbige Menge von Gewerbetreibenden und Händlern, welche durch ihre Geschäfte, durch die Aussicht auf reichlichen oder unreichlichen Gewinn oder durch den Ruf auf den Fuß der Dänen geführt wurde. Seit der durch Erbauung der Eisenbahn herbeigeführten Verkehrsvereinfachung kommen auch alljährlich, während der „Saifon“, Tausende von Müßiggängern, von Erholungssuchenden, von Abenteurern, Kranken und Vergnügungssüchtigen am Strande der Nordsee zusammen.

Die Fische, diese Ureinwohner, sind, so schreiben die „Misch. N. Nachr.“, direkte Nachkommen der Kelten, Germanen, Sachsen, Friesen, Okerster, Chamaden, Ratten, sächsischen Franken, Dänen und Normannen, welche alle nach einander vor dem Ende des 10. Jahrhunderts sich in dieser Gegend angesiedelt hatten. Ihr Typus ist charakteristisch durch ihre regelmäßigen Nase, durch ihren kräftigen Körperbau, durch die Farbe ihrer Haare und Augen untereinander bei sich von der wechselnden oder eingewanderten Bevölkerung; die Frauen dieser Rasse, wenn sie jung sind und nicht durch übermäßige Arbeit verunstaltet oder durch die hier sehr häufigen Wänter geschädigt, sind alle von ganz besonderer Schönheit. Die von den Dichtern des 16. und 17. Jahr- hundert besungene „forma qualla brugensis“ ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, „spanischen Blutes“; es ist die historische Blauin, die Tochter der reichen, teutonischen „Kette“. In ihren Adern rollt das reinste, arische Blut, und aus ihren großen, von schwarzem Haare besetzten

Augen spricht das Feuer dieser heldenhaften Rasse. In Funes, in Digne, in Ghelles, in Oende, in Brügge, in V-Gelche ist die Bevölkerung fast gänzlich Blutes. Um die Spuren der Kette von Flandern aufzuheben, muß man nach La Banne, nach Gorghe, nach Wendenburg, nach Blankenberghe, nach Grest gehen und sie an Vord der Barken suchen, die uns mit Steinbrühen, Rachen und Seerungen versorgen und deren Abbildungen wie ebenfalls auf den Miniaturgemälden des 10. Jahrhunderts, als auch in neuerer Zeit auf den Gemälden der Schule von Brügge erblicken. Auf diesen Barken, wegen ihrer Keilförmigkeit in der Form von den Fischen „Fischhau“ genannt, wahren Aufschalen von einer den Gewohnheiten der Nordsee in wunderbarer Weise angepaßten Bauart, sind die Seefahrer und besonders die Dänen und Normannen den europäischen Küsten entlang gefahren und haben blühende und mächtige Reiche erobert. Die fähigen Schiffe, die jene auch heute noch bestiegen, sind die Abkömmlinge jener Kleinfahrer.

Die Fische von Funes, von Blankenberghe, von Gorghe und von La Banne sind also der wäntliche Adel von Flandern. Sie bilden die alten Familien des Landes. Wir wissen dieselben mit keinem Stamme besser zu vergleichen als mit den Nordhäuten Nordamerikas, nur mit dem Unter- schied, daß unsere Fische einer Rasse von ursprünglichen Zivilisatoren angehören. Sie besitzen die nämlichen physischen Eigenschaften, die nämliche melancholische Haltung. Sie erfreuen sich des nämlichen Grades von Verachtung von Seiten des modernen Bourgeois, der sie ausbeutet, zurück- stößt, mit Füßen tritt und sie vernichten will. Die letzten „Kette“ von Flandern bewohnen Dänen, die gleich ihren Schiffen dem Klima angepaßt sind, erdgebüßte Gebäude hinter den Dänen, die sie vor der Wuth des West- und Nordwindes schützen. Neben den vieren- und fünfzähligen

Häusern, die man in Oende und anderswo auf dem Deich erbaut, nehmen sich diese historischen Hüten sehr bescheiden und sogar recht armelig aus, aber sie besitzen ein Kolorit, welches die banalen und ausfalligen Gebäude der modernen Hotelbesitzer nicht zu verdrängen im Stande ist. Der ganze falsche Luxus der gleichförmigen Villen von Blankenberghe oder der trügerische und sophistische Prunk der Kellamhotels von Oende wiegt nicht die primitive und nativte Kunst der Fischehütten von La Banne und Gorghe auf.

Diese unverfälschte Rasse von Arien, dieser wahre Adel von Flandern, unterscheidet sich sogar durch die Tracht von den Eingewanderten aller Art. Die Zeichnung, die Malerei, die Lithographie haben ihre Fischegefehr abgebildet, die noch heute sehr praktisch ist, mit Ausnahme der hohen Stiefel, welche sie im Falle der Gefahr am Schwimmen hindern würden; aber sie finden Gefallen an denselben und behalten sie. Uebrigens bauen auch nur wenige von ihnen schwimmen; es klingt sonderbar und ist aber doch so, daß sie das Wasser als solches nicht gern haben; man wird niemals einen von ihnen ein Bad nehmen sehen. Ihre Widerwillen gegen die Fortschritte der modernen Schifffahrt äußert sich auf sehr originelle Weise in Blankenberghe, wo man einen Hafen für sie gebaut hat. Sie wollen nichts von demselben wissen und nennen ihn einen „Wahlhafen“, der nur im Interesse einiger Koffen, Holz- oder Gemise- handel reichenden Wähler erbaut worden sei. Sie mühten sozusagen gezwungen werden, mit ihren Barken in diesen Hafen einzufahren. Sobald aber gegen Ende September die Fremden abgereist sind, fahren sie mit ihren Schiffen am Strande auf wie in den Zeiten eines Egnitwits, eines Baldwin und All. Selbst während der „Saifon“ laden sie noch gern die Reute ihres Fischefangs am Strande ab. Einer von den fünf Männern des noch im Wasser befind-

